





Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen. Vierteljährlicher Pränumerationspreis: 1 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sammtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Emancipation der Esel.

Stammbuchblatt von E. M. Dettinger.

Der Esel ist ein gutes Thier,
In England braut man Porterbier.

Fibelvers.

Emancipation ist das Lösungswort unserer Zeit.

Nicht nur die polnischen Juden und französischen Frauen, auch die deutschen Esel wollen emancipirt sein.

Und ist das Verlangen, sich zu emancipiren, nicht schon Beweis genug, daß die Esel, genau betrachtet, keine Esel sind?

Sie wollen gleichgestellt sein mit den andern Lastthieren und nicht länger erlauben, daß man jeden dummen Menschen ungestraft einen Esel nenne.

Weshalb, fragen sie, sollen die Pferde höher stehen, als die Esel? Wir tragen gleiche Lasten und verlangen gleiche Rechte. Wahrlich, nur ein Esel kann das dem andern verargen.

Es gab eine Zeit, wo die Herren Esel in größerem Ansehen standen, als heut zu Tage manche Minister.

Es gab eine Zeit, wo sie wegen ihres Muthes, ihrer Ausdauer, ihrer Unererschrockenheit den Helden als leuchtende Vorbilder aufgestellt wurden.

Bergleicht nicht Homer in seiner Iliade den König Ajax mit einem Esel?

Erlaubte sich der selige Homer solche Vergleiche noch heut zu Tage, würde man ihn nicht, mit vollem Rechte, als Hochverräther in Wachsleinwand und Ketten packen und poste restante nach der ersten besten Festung schicken?

Ammonius, einer der berühmtesten Kritiker Griechenlands, hatte, wie Bayle erzählt, einen Esel, der ein so großer Freund und Kenner der Poesie war, daß er — der Kritiker par excellence — ihm — dem Esel par excellence — jedes neu erschienene Gedicht vorlas, um dessen Urtheil darüber zu vernehmen.

Wie die Zeiten sich ändern! Heut zu Tage liest kein Kritiker einem

Esel, aber mancher Esel einem Kritiker Gedichte, mitunter sogar Trauerspiele vor.

Marigny erzählt in seiner „Geschichte der Araber“ (Bd. 2, S. 387) der Khalif Mervan II., Nachfolger Jezid's III., habe wegen seiner Tapferkeit, wegen seines Heldenmuthes von seinem Volke den ehrenvollen Beinamen „el hemar,“ der Esel, erhalten. Würde man wohl dem Khalifen noch heut zu Tage einen solchen Beinamen geben? Nein, Mervan II., Nachfolger Jezid's III., der damals Esel hieß, würde jetzt der Große, der Starke, der Beharrliche heißen.

Misander berichtet in seinem Werke „Deliciae biblicae“ (Bd. V. S. 633), ein Komödiant sei einst — er sagte nicht weshalb — in einen Esel verwandelt worden. Heut zu Tage verwandelt sich — gerade umgekehrt — mancher Esel in einen Komödianten.

Wem, frage ich, verdankt der römische Dichter Apulejus seine Unsterblichkeit?

Wem anders, als seinem „goldenen Esel?“

Wer spräche wohl noch von einem König Midas, guckten nicht aus einem finstern Winkel der Geschichte seine ehrwürdigen Eselsohren hervor? Der beleidigte Gott der Musik und Dichtkunst schenkte ihm diese Ohren, weil der Schwachkopf einst einen bacchischen Gassenbauer einem apollonischen Hymnus vorzog. Gerechter Gott, wenn heut zu Tage Jedem, der einen Straußischen Walzer lieber als eine Beethoven'sche Symphonie hört, zur Bestrafung Eselsohren wüchsen, würden wir nicht bei jedem Schritte über einen König Midas stolpern?

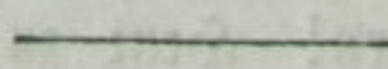
Vergessen wir ja nicht Buridan's Esel. Er stammte — wie einst ein deutscher Genealogist bewies — in schnurgerader Linie von Bileams Eselin ab und war Philosoph, durch und durch Philosoph, Philosoph im engsten und weitesten Sinne dieses Wortes. Lebte dieser ausgezeichnete Denker, dieser unentschlossene Grübler, dieser famose Esel noch jetzt, würde es ihm wohl schwer werden, sich gegen das übliche Honorar ein Doctordiplom zu verschaffen?

Der gelehrte C. F. Paullinus, der unter dem Titel „Cynosura curiosa“ (Nürnberg 1685) ein höchst gelehrtes Werk über die Hunde schrieb, widmete auch den Eseln ein Buch, das unter dem Titel „de claris asinis et asellis“ ein vollständiges Verzeichniß aller weltgeschichtlichen Esel enthält.

Auch Passerati hat in seiner „Apologie des Esels“ und Blumauer in seinem „Lob des Esels“ dieses verkannte Thier zu Ehren gebracht.

Es könnte mir nicht schwer werden, zu diesem und zu jenem Werke Nachträge zu liefern, die bis auf die neueste Zeit reichen; ich könnte noch manchen berühmten Esel citiren, müßte ich nicht befürchten, daß einer dieser Esel zuletzt auch mich citirt . . . vor das Nügenericht.

Verbrannte Kinder aber scheuen das Feuer.



Eine französische Schauspielerin, ein englischer Lord und ein türkischer Shawl.

Skizze von A. Mai.

I.

Die französische Schauspielerin ist Demoiselle Rachel, der englische Lord ist Viscount M. und der Shawl ist die Spindel, um die sich der kurze Faden meiner Anekdote dreht.

Man erlaube mir, mich deutlicher auszudrücken: Demoiselle Rachel ist das Subjekt, Viscount M. das Prädikat und der Shawl die Copula.

Das Subjekt gastirte in London; das Prädikat war entzückt, bezaubert und bebert, oder, kürzer ausgedrückt, verliebt.

Eines Morgens setzte er sich an seinen Pult, um ihr schriftlich seine Liebe zu erklären. Er zerriß das erste, er zerriß das zweite, er zerriß das dritte Brouillon; endlich nahm er ein viertes Blatt und faßte seine Liebeserklärung in vier Worte: „Miß, ich liebe Sie!“

— Wie hoch schätzt man die Einkünfte seiner Herrlichkeit? fragte Frankreichs Melpomene ihren Laufburschen, der zugleich auch ihr Vater war.

— Mylord, erwiderte der Vater der tragischen Muse, ist einer der reichsten Pairs der vereinigten drei Königreiche. Seine jährlichen Nebenuen belaufen sich auf 80,000 Pf. St.

— 80,000 Pfund! Glauben Sie nicht, daß es vernünftig wäre, wenn ich mir seine Huldigung gefallen ließe?

— Welche Frage! Mylord ist reich, Mylord ist dumm. Kannst Du Dir hier einen bessern Anbeter wünschen?

— Ich werde ihm die Erlaubniß ertheilen, mich besuchen zu dürfen.

— Thu' das, mein Kind. Man muß das Eisen schmieden, so lang' es noch warm ist. Morgen vielleicht kann schon sein Geschmack sich verändert haben, und darum rathe ich Dir, noch heute, und zwar jetzt gleich, ihm zu antworten.

— Das soll geschehen, sagte Mademoiselle Rachel, setzte sich an ihren Pult, nahm ein eiweißes, spiegelglattes Blatt Papier und schrieb:

„Ihre lakonische Liebeserklärung, Mylord, hat mich entzückt. Ich liebe Alles, was originell und geistreich ist, und bin deshalb sehr gespannt, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dem ein so liebenswürdiger Ruf voraneilt.“

Als Seine Lordschaft diese Antwort erhielt, drehte sie sich sechs Mal auf dem Absatz ihres Stiefels herum, etablierte sich dann vor den Spiegel und sprach zu sich selbst:

— Wo lebt das Weib, das Dir widerstehen kann?

Acht Tage später waren die französische Schauspielerin und der englische Lord „zwei Herzen und ein Gedanke, zwei Seelen und ein Schlag.“

II.

— Wie gefällt Dir Mylord? fragte eines Abends der Vater seine Tochter.

— Mylord ist der abgeschmackteste, dümmste, langweiligste Patron, der auf Gottes Erde existirt.

— Aber bedenke, mein Kind, daß er ein jährliches Einkommen von 80,000 Pfd. St. besitzt.

— Ich würde ihm seine Dummheit verzeihen, wenn er freigebig wäre. Mylord aber ist ein Filz, der mir seit unserer Bekanntschaft weiter nichts, als ein Kästchen Cocosnuß-Seife und ein Flacon Patchouly zu Füßen gelegt hat.

— Du mußt dreister sein, mein Kind, und Wünsche fallen lassen . . .

— Glauben Sie denn, daß ich das nicht schon längst gethan habe? Aber Mylord thut, als ob er mich nicht verstünde.

— Dann mußt Du keine Umstände machen und sagen: „Mylord, Das oder Jenes gefällt mir, ich wünsche, daß Sie es kaufen.“

— Ich habe ein Plänchen in petto.

— Laß hören, mein Kind.

— Ich habe einen Shawl, der mir nicht gefällt. Tragen Sie diesen Shawl zu unserer Landzmännin, der Pariser Modehändlerin Madame Lafleur auf dem Piccadilly-Square. Bringen Sie ihr einen Gruß von mir und ersuchen Sie sie in meinem Namen, diesen Shawl sofort an ihr Auslagfenster zu hängen. Durchschauen Sie meinen Plan?

— Noch nicht, theures Kind.

— Sagen Sie ihr, daß sie den Shawl so lange bei sich behalten soll, bis Jemand kommt, der ihn kaufen will.

— Für wen?

— Für mich!

— Ah, nun begreife ich Deine Weisheit.

— Wenn dieser Jemand sie dann fragt: „was kostet dieser Shawl?“ so soll sie dafür, ohne sich Gewissensbisse zu machen, 1200 Pfd. St. begehren, 1000 Pfd. mir, der Eigenthümerin des Shawls, auszahlen und die übrigen 200 Pfd. für ihre Bemühung behalten.

— Ein herrlicher Plan! Du erhältst Deinen Shawl und obendrein 1000 Pfd.

— Sind Sie mit Ihrem Kinde zufrieden?

— Ich segne Dich, Rachel, sagte der Alte und trug den Shawl zur Madame Lafleur.

III.

Zwei Stunden später erschien Mylord M.

Die Muse des Trauerspiels blieb mißmuthig auf ihrem Sopha.

— Miß, warum so verdrießlich? fragte der Viscount.

— Ach, Mylord! seufzte die Künstlerin.

— Ist Ihnen ein Unglück begegnet?

— Ein großes Unglück.

— Und darf ich's wissen?

— Als ich gestern Nachmittag in Begleitung meines Vaters auf dem Piccadilly-Square promenirte, gewahrte ich am Fenster der französischen Modehändlerin einen Shawl, einen Shawl, Mylord . . .

Mylord kratzte sich hinter den Ohren.

— Einen Shawl, Mylord, so schön, als ich noch nie einen gesehen habe. Mylord, ich habe zwanzig Shawls, aber alle zwanzig machen mir nicht so viel Freude, als mir jener machen würde.

— Miß, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Verkaufen Sie Ihre zwanzig Shawls und kaufen Sie sich dafür den, der Ihnen gefällt.

— Ein sehr naiver und noch obendrein sehr billiger Rath! Aber all' diese zwanzig Shawls, Mylord, sind unveräußerliche Andenken, an die sich die schönsten Erinnerungen meines Lebens knüpfen. Gesezt, Mylord hätte mir einen Shawl geschenkt, wäre es nicht Kirchenraub, wenn ich ihn jemals verkaufen würde? Reden Sie, Mylord.

— Reden, Miß, war immer meine schwache Seite.

— Nun denn, so handeln Sie wenigstens.

— Miß, ich bin kein Trödeljude.

— Sie wollen mich absichtlich nicht verstehen. Eh bien, dann muß ich mich deutlicher ausdrücken. Der Shawl, Mylord, gefällt mir. Wenn Ihnen an meiner Gunst etwas gelegen ist, so werden Sie mich zwischen drei und vier Uhr Nachmittag zu Madame Lafleur begleiten und die kleine Aufmerksamkeit haben, den Shawl für mich zu kaufen.

— Goddam, brummte der Viscount leise vor sich hin und zog sein Taschentuch hervor, um sich den Angstschweiß von der Stirn zu wischen.

— Scheint Ihnen die Erfüllung einer so kleinen Bitte ein so großes Opfer zu sein?

— Nein, nein! stammelte der reiche Geizhals, dem der Schreck die Zunge und sämtliche Gliedmaßen gelähmt hatte.

— Kleine Geschenke, sagt der Franzose, unterhalten die Freundschaft.

— Yes, stöhnte Mylord, mehr todt als lebendig.

IV.

Nachmittags kam Mylord mit seinem Wagen. Er holte Demoiselle Rachel, die seit einer Stunde auf glühenden Kohlen gefessen, denn sie hatte geglaubt, Seine Herrlichkeit werde es vorziehen, lieber wegzubleiben.

Eine halbe Stunde später befanden sie sich im Atelier der Madame Lafleur.

— Zeigen Sie uns den Shawl, der vor Ihrem Schaufenster hängt.

— Le voilà, sagte die Oberpriesterin der Mode mit einem unbeschreibbaren Lächeln.

— Was kostet das Ding? fragte der Viscount.

— Fünfzehnhundert Pfund, antwortete Madame Lafleur mit bewundernswerther Kaltblütigkeit.

— Fünfzehnhundert Pfund? wiederholte Mylord kreidebleich.

— Finden Sie diesen Preis etwa zu theuer? fragte die Modistin mit sarkastischem Tone.

— Ich finde ihn sogar billig, Mylord, erwiderte die Künstlerin, die sich schon um 300 Pfund reicher dünkte.

Seine Lordschaft überlegte einen Augenblick, dann griff sie mit Resignation in seine Brusttasche, holte sein Portefeuille hervor und legte mit süßsaurem Lächeln drei Banknoten, jede zu fünfhundert Pfund, auf den Tisch.

— Senden Sie den Shawl sogleich in meine Wohnung, sagte die Künstlerin mit bedeutungsvollem Blick.

— In einer Stunde ist er in Ihren Händen, sprach die Modistin und geleitete ihre Kunden bis zum Wagen.

— Herrlichkeit, sagte die Muse des Trauerspiels, ich habe Sie erkannt.

— Mich erkannt?

— Ich hielt Sie für einen Filz und sehe nun ein, daß Sie ein Muster der Großmuth sind.

V.

Um fünf Uhr kamen Shawl und Billet. Das letztere wurde von der Künstlerin hastig erbrochen.

„Piccadilly = Square, am 22. Sept. 1842.“

Inliegend erhalten Sie, Mademoiselle, 750 Pfund, die Hälfte des gemeinschaftlichen Gewinnes. Sollten Sie auf mehr Anspruch machen, so würde

ich mich genöthigt sehen, den Viscount M. in den ganzen Handel einzuweihen und ihn zum Schiedsrichter zwischen uns zu wählen.

In der Hoffnung, daß das nicht nöthig sein wird, nenne ich mich

Ihre bereitwillige Dienerin
Anais Lafleur."

Ein hübsches Conto-meta-Geschäft!

Was ist Liebe?*)

Von M. G. Saphir.

Was ist Liebe?

Die Liebe ist nichts als eine treue Uebersetzung eines Herzens in das andere. Man übersetzt sein „Ich“ in ihr „Du“ und ihr „Du“ in sein „Ich.“ Die Männer aber sind wie unsere Uebersetzer aus dem Französischen: sie übersetzen frei, ohne alle Treue.

Wie aber zeigt sich die Liebe?

Liebe zeigt sich im Begehren,

Liebe zeigt sich im Entsagen,

Liebe zeigt sich im Gewähren,

Liebe zeigt sich im Versagen,

Liebe zeigt sich im Umfassen,

Liebe zeigt sich im Umschlingen,

Liebe zeigt sich im Verlassen,

Liebe zeigt sich im Bezwingen,

Liebe zeigt sich im Wagen,

Liebe zeigt sich im Sehnen,

Liebe zeigt sich im Verzagen,

Liebe zeigt sich in Thränen,

Liebe zeigt sich im Verstecken,

Liebe zeigt sich im Verstummen,

Liebe zeigt sich im Erschrecken,

Liebe zeigt sich im Vermummen,

Liebe zeigt sich nie in Prosa,

Liebe liebt die Poesie,

Drum vertrau' ich's Euch sub rosa,

Bei den Dichtern fehlt sie nie.

Was ist Liebe?

Die Liebe ist blind und die Treue ist der Hund, der die Liebe leitet. Als der liebe Gott die guten und schlechten Eigenschaften unter die Thiere vertheilte, kam die Schlaubeit auf den Fuchs, der Fleiß auf die Biene, das Gedächtniß auf den Elephanten, die Großmuth auf den Löwen und die Treue kam auf den Hund.

Zapfenstreich.

Algier. Hier wurde bis jetzt die Todesstrafe mit dem Yatagan (Schwerte) vollzogen. Seit Kurzem ist der Befehl erlassen, auch hier, wie in Frankreich, sich zu diesem Behufe der Guillotine zu bedienen. Die Guillotine, die unstreitig das sicherste und zweckmäßigste aller Hinrichtungs-Instrumente ist, wäre sicher auch schon in Deutschland eingeführt worden, würde nicht der erheuchelte Patriotismus hier und da daran Anstoß finden, daß sie ein Geschöpf der französischen Revolution ist.

Berlin. „Das politische Dilemma stellt sich in neuester Zeit, wo ohne Volkssympathie irgend eine kräftige Regierung nicht mehr möglich ist, ganz

*) Fragment aus der geistreichen Vorlesung, die Saphir in Baden hielt.

einfach so: hat die Regierung die öffentliche Meinung für sich, so bedarf sie zu ihrer Verstärkung einer Handvoll reicher Landjunker nicht mehr, und hat sie Erstere entschieden gegen sich, so werden ihr Letztere nur sehr geringe Hülfe gewähren können." Das schreibt die Ober-Postamts-Zeitung, ein Blatt, das in Frankfurt, dem Sitze des Bundestages, erscheint. Gut gebrüllt, Löwe!

.. Nummer 253 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ schreibt in einem Correspondenzbericht aus Berlin: „Man kann wohl mit Recht behaupten, daß kein Preusse — wir meinen das Volk — seine Staatsgesetze kenne, noch thut die Regierung irgend etwas, um die Unterthanen dafür zu bilden.“ Es giebt hier viele Leute, die das der guten Augsburgerin außerordentlich übel nehmen.

.. Durch eine Königliche Cabinetsordre vom 4. October ist die Censur für Bücher, deren Text, mit Ausschluß der Beilagen, zwanzig Bogen übersteigt, aufgehoben worden. Allerdings ein Fortschritt! Die Clausel aber, daß „von jeder ohne Censur erschienenen Schrift vier und zwanzig Stunden vor der Austheilung ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt werden muß“, paralyfirt das Gute dieser Maasregel, da vorauszusehen ist, daß die Polizeibehörde jedes Buch, das eine mißfällige Aeußerung enthält, noch vor dem Erscheinen mit Beschlag belegt wird. Bücher über zwanzig Bogen sind überdies ganz unschädlich, denn sie dringen nicht so leicht ins Volk, wie die billigen Zeitungsblätter; ein Buch von zwanzig Bogen kostet mindestens einen Gulden, aber nicht Jeder aus dem Volke hat einen Gulden, um sich das Buch anschaffen zu können. Ferner ist nicht zu vergessen, daß in der politischen Sphäre ein Buch von zwanzig Bogen immer post festum kommt, denn ehe zwanzig Bogen geschrieben und gedruckt sind, ist das, was geschehen soll, nicht mehr zu ändern. Pressfreiheit für Bücher von zwanzig Bogen ist demnach nur als ein halber Fortschritt anzusehen.

.. Kaum erst fertig mit dem Medicinalrathchen J. J. Sachs, macht man sich jetzt an eine berühmtere Person. Zwei junge Aerzte in Stettin, die Doctoren Lehrs und Scharlau, haben in einem so eben erschienenen Werke den Geheimen Medizinalrath Schönlein aus der von ihm sanctionirten Schilderung des Dr. Jüterbock beleuchtet, da die literarische Welt Herrn Professor Schönlein durch eigene Schriften bis jetzt noch nicht kennen gelernt hat. Das Resultat dieser Prüfung ist Null für Herrn Schönlein als Kliniker. Die jungen Aerzte weisen nach, daß in diesen genau nachgeschriebenen Vorträgen Schönlein's Halbheit der Beobachtung, Mangel alles Urtheils und eine kenntnißlose Selbstgenügsamkeit herrscht. Merkwürdig bleibt es, daß Professor Schönlein, als er 1840 nach Berlin kam, über dreihundert Zuhörer hatte, während ihrer im letzten Semester kaum siebenzig gewesen sein sollen. Studenten heben, Studenten lassen fallen.

.. Es giebt merkwürdige Täuschungen des menschlichen Geistes. So soll z. B. der hiesige Professor Bachmann, welcher bekanntlich eine sehr fehlerhafte, unkritische Ausgabe der Lessing'schen Schriften besorgt hat, dem naiven Irrthum verfallen sein, zu glauben, er habe Lessing's Schriften verfaßt, Lessing selbst aber sei nur eine Fiction. Nach den von dem Professor Bachmann bei den hiesigen Gerichten angestellten Prozessen zweifelt das Publikum nicht mehr an der Wahrheit dieser höchst jocosen Selbsttäuschung.

.. Seit einiger Zeit hält sich der Geheimerath Dr. Neigebaur, mit Recht wegen seiner vortrefflichen Reisehandbücher geschätzt, ein rüstiger Kämpfer gegen die ultra-aristokratischen, pfäffisch-katholischen Anmaßungen, in unserer Mitte auf. Leider wird er uns aber bald verlassen, um auf längere Zeit nach Palermo zu gehen.

.. Madame Schoberlechner, eine Sängerin, die, wie Cooper's Landsleute sagen, „das Cap Bierzig längst umsegelt hat,“ ist von unserm Schauspiel-Intendanten, „Chevalier de Rüstner“, auf vier Monate engagirt. Sie erhält dafür eine Gage von 4000

Thalern, freie Station für sich, für ihren Mann, für ihre Kinder, ihre Gouvernanten und Dienstboten; was um so mehr Verwunderung erregt, da sie bei ihrem ersten Debüt so wenig angesprochen hatte, daß sie das zweite Mal — an einem Sonntage — vor fast leerem Hause sang. Durch solche Engagements wird der „Chevalier de Küstner“ gewiß nicht allzu große Kassen-Überschüsse erringen.

Als Gegenstück zu Spontini's unübertrefflichem Festmarsch wurde am Geburtstage des Königs eine Cantate, gedichtet von Herrn E. Kellstab und componirt von Herrn W. Taubert, aufgeführt. Im ganzen Publikum herrscht nur eine Stimme, nämlich die, daß die Musik des Gedichtes und das Gedicht der Musik vollkommen würdig ist. Das Gedicht kann man zwar nicht großartig, die Musik aber kleinartig nennen. Begeistert wurde dadurch Niemand, mit Ausnahme des Herrn Kellstab, der durch solche Unternehmungen seinen Verdiensten die Krone aufsetzt: er dichtet Festcantaten und läßt sie von seinem Freunde Taubert in Musik setzen, um durch die That zu beweisen, wie viel Berlin an dem von ihm verkehrten Spontini verloren hat.

Zur Geburtstagsfeier des Königs wurde von Herrn Devrient ein Prolog gesprochen, der eine förmliche Reisebeschreibung Seiner Majestät enthielt und mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ schloß.

Auf der Königstädter Bühne hat sich „Prinz und Apotheker“, oder „der letzte Stuart“ ein historisches Lustspiel in 4 Acten, sehen lassen, das, obgleich es manche wirksame Scene enthält, dennoch nur wenig Anklang gefunden hat. Die beste Figur dieses Stückes, das man eher eine dialogisirte Erzählung, als ein Lustspiel nennen darf, ist der Apotheker-Lehrling John Bullock, der in Herrn Beckmann einen vortrefflichen Darsteller fand. Der Verfasser dieses Lustspiels — heiläufig erwähnt, nach einer alten französischen Novelle bearbeitet — ist Herr F. Adami. Die „Spener'sche Zeitung“ meint mit Recht, daß dieses neue Produkt wenig Wiederholung erleben wird.

Unter den jüngern Schriftstellern Berlin's macht sich jetzt auf sehr erfreuliche Weise Herr Feodor Wehl bemerkbar, dessen Aufsätze, die er für einige der hiesigen Journale liefert, einen gesunden frischen Geist und viel Originalität verrathen. Sehr hübsch — wenn auch nicht ganz treffend — ist der kleine Artikel, den er neulich im Figaro über den so häufig und so arg mißbrauchten Begriff „Humor“ geschrieben hat. Es sei uns erlaubt, einzelne Gedanken daraus mitzutheilen. „Humor — sagt er — ist das Purzelbaumschießen der Tragik. Nur das Tragische, nur der wahrhafte Ernst kann humoristisch werden. Humor ist nicht Wiß, nicht Laune, nicht Satyre, nicht Ironie, nicht Persiflage. Humor ist das Niesen der Schöpfung. Schöpfung ist der größte, der heiligste Ernst. Humor aber ist der Rißel, der eintritt, wenn der Humor eine zu starke Prise aus der Dose der Allmacht genommen hat. Humor ist das Richern der Weltgeschichte. Die Weltgeschichte hat Humor, viel Humor. Eine geschriebene Weltgeschichte ohne Humor ist eine prächtige Bildergalerie im Dunkeln. Aber nur die wenigsten Geschichtschreiber haben den Humor in der Weltgeschichte entdeckt. Herodot ist einer und Tacitus der andere, und unter uns Deutschen Johannes Müller. Bei letzterm lüchert der Humor durch die Coulissen des Welttheaters. Die größten Humoristen sind Gott und Shakespeare. Göthe hat nächst Shakespeare den meisten Humor, denn sein Humor ist der Humor der socialen Verhältnisse. Börne hat Humor, Humor seiner Zeit, aber keinen allgemeinen. Jean Paul hat den Humor der Fantasie, Lessing den der Spekulation, Holberg, der deutsche Lustspieldichter, den der Komik. Wer und was aufs Volk wirken will, muß Humor haben. Humor ist die Suppenschüssel, aus der das Volk die Nahrung seines Geistes löffelt. Das Volk ist durch und durch humoristisch, seine Lieder, seine Sprichwörter sind die duftigsten Blüten des Humors. Der letzte Humorist auf der Kanzel war Schleiermacher, der letzte Humorist auf der Bühne war Ludwig Devrient.“ Man wird uns einräumen, daß in dieser Definition des Humors bei manchem Falschen doch viel Wahres liegt.

•. Dr. Cohnfeld beleuchtet in Nr. 251 der „Abendzeitung“ die Zustände der Berliner Theaterkritik, die wirklich sehr im Argen liegt. Sie gefällt sich einzig und allein im Lobhudein und wagt nur selten oder nie einen Tadel auszusprechen. „Wehe der Kritik in parfümirten Glacehandschuhen, sagt er. Die Kritik ist kein Kammerdiener, der hinterm Stuhle steht, um bloß zu flattiren, kein Bedienter, der bloß aufpaßt, um aufzuwarten. Die Kritik ist ein Richter in Robe und Perücke, ernst, würdig und wahr, sonst ist sie bestochen, dumm und unnütz. Der Kritiker scheidet den Menschen vom Künstler, aber der Künstler scheidet auch den Menschen vom Kritiker.“ Wo aber, fragen wir, giebt es solche Kritiker und solche Künstler? Talent und Persönlichkeit hängen oft so innig zusammen, wie der Alex mit dem Papiere. Wer den Alex radirt, greift auch, ohne es zu wollen, das Papier an. Wer das Talent tadeln, verwundet auch die Persönlichkeit des Künstlers. Schreibt ein Kritiker: Herr X. Y. Z. hat kein Talent, so schreit Herr X. Y. Z.: das ist Persönlichkeit. — Da mag der Teufel Kritiken schreiben!

•. Nachdem das Halm'sche Lied „Mein Herz, ich will dich fragen,“ von Rücken, Proch und einem Duzend anderer mehr oder minder talentvollen Componisten in Musik gesetzt, kommt nun der große Herr Wilhelm Taubert nachgehinkt. Armes Lied, du hast ein besseres Loos verdient! Die Taubert'sche Musik kann dich um deinen ganzen Ruf bringen.

•. „Gern sind wir zu jedem rechtlichen Gegendienst bereit“, schließen die preussischen Steckbriefe. Wie doch unsere deutsche Sprache selbst von „Rechtswegen“ maltrairt wird!

•. Das Gerücht, daß Professor Marheinecke von seinem akademischen Lehramte entfernt und zum Bischof in Pommern ernannt werden solle, war nur blinder Lärm. Man fand dieses Gerücht um so unwahrscheinlicher, da Marheinecke, Falls er wirklich bei der Regierung im Rufe der Heterodoxie steht, von derselben nicht zum Bischof des gläubigen Pommerlandes ernannt werden könnte.

•. Die „Königsberger Zeitung“ findet es höchst sonderbar, daß ein Adeligler, der sich ein Verbrechen zu Schulden kommen läßt, seines Adels beraubt und dann zum Bürger degradirt wird, gleich als ob es heut zu Tage noch eine Schande wäre, Bürger zu heißen. Wie würde es wohl, fragen wir, den Adelligen gefallen, wenn ein Bürger, der ein Verbrechen begangen, deshalb zum Edelmann ernannt würde?

•. Die Stimmen, die sich über den verstorbenen Geheimen Ober-Regierungsrath von Tzschoppe in den deutschen Zeitungen vernehmen lassen, beweisen leider nur zu klar, daß der Selige auf gewisse Verhältnisse in Preußen einen unseligen Einfluß gehabt hatte. Die Hamburger literarisch-kritischen Blätter sagen: „Wir wollen die Zahl Derer, die ihm eine so strafende Leichenrede gehalten, nicht vermehren, obwohl uns das durch ihn verschuldete Unrecht mehrerer edlen Freunde guten Grund dazu gäbe.“

•. Herr von Schelling soll abermals um Verlängerung seines Urlaubs in München nachgesucht haben, d. h. er will künftigen Winter wieder nach Berlin gehen. Es ist immer ein schlimmes Zeichen, daß Berlin, dieser stolze Mittelpunkt der Intelligenz, sich veranlaßt fühlt, geistige Anleihen bei München zu machen.

•. Noch in keinem Jahre ist die Kunstausstellung so blutarm an wirklich guten Bildern gewesen, als diesmal. Am wenigsten haben sich die Mitglieder der hiesigen Akademie dabei ausgezeichnet. Dessen ungeachtet trat die Kunstkritik der hiesigen Zeitungen gegen die Mittelmäßigkeit außerordentlich zahm und nicht mit der nöthigen Schärfe auf.

•. Sämmtliche Locomotive der Berlin-Potsdamer Eisenbahn sollen, vom neuen Jahre angefangen, umgetauft und mit den Namen jener Männer geschmückt werden, welche sich die unzweideutigsten Verdienste um geistige Fortschritte erworben haben. Die zwei ersten Locomotive werden „Hengstenberg“ und „Hävernick“ heißen.

•. In den Berliner Nachrichten empfiehlt ein Herr C. Schüler leichte, wohlriechende Brustcigarren, die er jedem Brustleidenden, dem der Genuß des Rauchens untersagt ist, dringend ans Herz legt.

•. Im hiesigen „Intelligenzblatt“ stand neulich folgende Anzeige: „Ein pensionirter Offizier sucht in einem ruhigen nicht am Wasser liegenden Privathause (noch innerhalb der Thore aber liegend) eine Stube par terre, allenfalls mit einem Fenster, nach der Straße gelegen, und nur mit einer Thür nach dem Hausflur zugewendet, nebst einer einfachen Bettstelle, mit warmen leichten Feder-Betten darin, und monatlich reine Ueberzüge darüber, nebst einer Staubdecke dazu überliegend, auch wöchentlich zwei reine Handtücher, und eine Kommode oder ein Kleider-Secretair zum Verschließen, auch einen Schubladen-Tisch und zwei Stühle, und ein Wasch-, auch Licht und Nachtgeschirr, auch täglich dreimal und jedesmal halbes Pfund gr. Fische (ohne Kal), auch einen Suppenteller voll mit Kartoffeln oder Kohl oder Bohnen oder Reis, sämmtlich mit Wasser und Salz abgekocht, auch Aufwartung mit Wicse. Wenn Jemand dieses hat, und es übernimmt bis einschließlic den ersten November dieses Jahres völlig einzurichten, der zeige es schriftlich und versiegelt unter der Adresse D. 54. und gebe im Intelligenz-Comtoir ab, auch bemerke schriftlich es zugleich Alles wie viel es monatlich bestimmt kostet. Jedoch, als wie es ohnedies sich von selbst versteht, wird der Name nebst Straße und Nummer des Hauses davon in der Anzeige schriftlich genannt. Spätestens bis zum 24sten dieses Monats muß es aber geschehen.“ — Der Mann verdient wegen seines musterhaften Styles einen Platz unter den Walhallagenossen.

•. Berlins „Aristophanes“, der Weinhändler Louis Drucker, hat seine Wize und Unwize gesammelt und sie auf Subscription herausgegeben, um dadurch die Lage seiner armen Familie zu verbessern, denn er sitzt im Schuldgefängniß, welches auf dem Titel seines Büchelchens abgebildet und als seine „Ruhestätte“ bezeichnet ist. Einige Bonmots in seiner Sammlung sind wirklich nicht übel, unter andern folgendes: „Woran liegt es, daß das Königstädter Theater nicht aufkommt? Es liegt am Ochsenkopf.“ Unmittelbar an das Königstädter Theater grenzt nämlich ein Arbeitshaus, das den Namen „der Ochsenkopf“ führt.

Bordeaux. Der Hamburger Consul Meyer ist auf Ansuchen des Kabinetts der Tuilerien seines Amtes entsetzt worden, weil er sich beim Eintreffen der Nachricht vom Tode des Herzogs von Orleans geweigert hatte, nach dem Beispiele der übrigen Consulen die dreifarbigte Fahne vor seinem Hotel aufzupflanzen. Man sieht, daß Frankreich sich auch für die kleinste Beleidigung Satisfaction zu verschaffen versteht.

Gannstadt. Die Württembergischen Advokaten haben hier vor Kurzem eine Versammlung gehalten, um „sich näher kennen zu lernen.“ — Ein schönes Vergnügen, um das wir sie nicht beneiden wollen.

Dresden. Seit langer Zeit hat kein Werk eines der neuern deutschen Componisten so allgemein angesprochen, als die bei erhöhten Preisen und vor überfülltem Hause gegebene Oper „Rienzi.“ Text und Musik, beide von Richard Wagner (einem Leipziger), hatten sich eines höchst ehrenvollen Beifalls zu erfreuen. Der junge Componist wurde drei Mal während der Vorstellung und alsdann am Schluß der Oper stürmisch gerufen. Rienzi wird auf jeder Bühne Glück machen.

Frankfurt. Unser Constitutionsfest am 18. October war vom schönsten Wetter begleitet, nur Vormittags war es etwas kalt, schreibt die Leipziger Zeitung. War aber das Wetter oder die Feier kalt?

Hamburg. Der Preussische Gesandte hat der hiesigen Unterstützungsbehörde, zur Feier des 47sten Geburtstages Sr. Maj. des Königs, gerade 47 Stück Louisd'or geschenkt. Die Armen hätten gewünscht, daß der König schon 90 Jahre alt wäre, weil der Gesandte ihnen dann 90 Stück Louisd'or zugebacht hätte.

•. Alle Zeitungen erzählen von dem niederträchtigen Wucher, der jetzt von vielen

Haus-Vermiethern Hamburgs getrieben wird. Aber wenn nur die deutschen Zeitungsschreiber endlich ein Herz fassen möchten, und bei derlei empörenden Vorfällen die ungehörige Schonung, das verdammte Verschleiern und diplomatische Verhalten aufgeben wollten! Warum nur Andeutungen und Umschreibungen, warum nicht gerade heraus mit den Namen, damit nicht allein die Stadt, sondern auch ganz Deutschland einen solchen „Geistlichen“, diesen saubern „Professor der Naturgeschichte“ genauer kennen und verachten lerne.

•. Der Buchhändler Ph. Reclam jun. in Leipzig hat der hiesigen Unterstützungsbehörde aus dem Reinertrage der bei ihm zum Besten der Hamburger Abgebrannten erschienenen „Geschichte des Hamburger Brandes“ einstweilen die Summe von dreihundert Thaler n eingesandt. Der Senator Dr. Dammert hat hierauf an Herrn Reclam folgendes Schreiben erlassen: „Indem die unterzeichnete Behörde die Ehre hat, Ihnen den Empfang Ihres verehrten Schreibens v. 15. d. M., so wie der — 300 Thlr. Pr. Ort. — die der vorläufige Ertrag einer von Ihnen zum Besten der hiesigen Abgebrannten herausgegebenen Brochüre sind, spricht sie Ihnen für den edlen Eifer, mit dem Sie zur Vinderung der hiesigen Noth mitzuwirken bemüht gewesen sind, die Versicherung des wärmsten Dankes, so wie der vollkommensten Hochachtung aus.“ Hamburg, den 17. Septbr. 1842.

Königsberg. Das von Dr. A. Jung redigirte „Königsberger Literaturblatt“ ist durch Ministerialbefehl verboten worden. Man schmeichelt sich zwar mit der Hoffnung, dieser Befehl werde zurückgenommen werden, uns fällt aber dabei das alte Sprichwort vom Hoffen und Harren ein.

•. Herr A. Jung, der, wie der „Komet“ sagt, von der Redaction des Königsberger Literaturblattes hinweggemesselt worden sei, soll die Absicht haben, sein Journal, falls das Erscheinen desselben vom Ministerium nicht wieder freigegeben werden sollte, in Leipzig fortzusetzen.

Leipzig. Das jüngst erschienene Heft des „Theaterlexicons“ enthält unter Andern eine Biographie des Herrn Seydelmann, die, aus Glasbrenner's Feder geflossen, zwar viel zu enthusiastisch, aber sehr geistreich geschrieben ist.

•. Im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ schlägt ein von der Humanität angestrichener Barbar zu den Hinrichtungen Gift statt Rad und Fallbeil vor. Er sagt, man solle den armen Sündern, wenn sie bereits geistig zu Tode gequält sind, einen Becher mit Blausäure zu trinken geben. Diesen Vorschlag hat sicher ein gemüthlicher Apotheker gemacht.

•. „Man kann, schreibt der Hamburger „Telegraph“, das Publikum nicht genug auffordern, sich für die Verbreitung der „Rheinischen Zeitung“ zu verwenden. Wenn dieses freisinnige Organ nicht binnen einigen Monaten 3000 Abonnenten hat, muß man Deutschland für politisch unmündig erklären. Das ist ein Lärmen um Freiheit und Verfassung, und die Organe, die diesen Gütern gewidmet sind, läßt man ohne die Unterstützung, deren sie für ihre Existenz so dringend bedürftig sind.“ — 3000 Abonnenten sind aber in Deutschland nicht so leicht herbeigeschafft! Der deutsche Michel hält lieber zehn Exemplare einer schlechten, als ein Exemplar einer guten Zeitung; man darf sich darüber nicht wundern, denn überall wird mehr Schnaps als Champagner consumirt.

•. Herr Professor Bachsmuth, dessen öffentliche historische Vorlesungen im vorigen Winter so vielen Anklang gefunden haben, wird auch in diesem Jahre einen Cyclus interessanter Vorträge im Saale des Gewandhauses halten. Wir werden später darauf zurückkommen.

•. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ berichtet, Herr Herwegh werde hinter den Bomben seiner Poesie die Truppen des Journalismus anrücken lassen, das heißt

auf deutsch: er wird die Redaction des in Zürich erscheinenden „deutschen Boten aus der Schweiz“ übernehmen.

∴ Dr. Herloßsohn schreibt in Nummer 206 des „Kometen“: „Die Deutschen sind köstlich! Weil sie nichts über öffentliche Angelegenheiten schreiben, weil sie nicht einmal die Hundesteuer kritisiren dürfen, lassen sie ihren Grimm an dem wehrlosen Privatmann aus, begeistern seine Ehre, seinen Lebenswandel. Das dürfen sie straflos, aber das ist eben so schlecht als feig.“ Das ist leider ein nur allzu wahres Wort. Es giebt in der deutschen Journalistik feige Buschklepper, elende Bönhasen, die uns nicht verzeihen können, wenn wir ihrem eleganten Nihilismus, ihrer bodenlosen Nichtigkeit, ihrem windgefüllten Eigendünkel den auf Schleichwegen errungenen Lorbeer weggerissen haben, und die dann in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle, unter dem Deckmantel der Anonymität, ihren Geifer gegen uns auströckeln und nicht bloß den literarischen Ruf, auch die moralische Ehre zu sich in den Staub ziehen; literarische Gamins in Glacehandschuhen, die Jeden mit Roth werfen, der ihrer unverschämten Arroganz den Krieg erklärt; journalistische Robert Macaire's, die ihre Schamlosigkeit so weit treiben, unverschämte Lügen zu erfinden, um die Ehre ihres Gegners zu brandmarken. Auch Dr. Herloßsohn hat in jüngster Zeit die traurige Erfahrung gemacht, daß es Käuze giebt, die sich nicht entblöden, mit frecher Stirn die nichtswürdigsten Lügen drucken zu lassen, um — man weiß leider nur zu gut warum — ihr Muthchen zu kühlen. Da heißt: A. ist ein Opfer des Deliriums geworden, B. hat in der Stadtvoigtei gefessen, C. ist hier von Choristen durchgeprügelt und dort fortgejagt worden. Gegen Gemeinheiten solcher Art rechtfertigt uns nur das Bewußtsein, daß diese Käuze in jeder Beziehung so tief unter uns stehen, daß sie nicht werth sind, uns die Riemen unserer Schuhe zu lösen.

∴ Dr. Saß theilt im „Piloten“ einige höchst treffende Xenien mit, aus denen wir zur Probe nur das Eine auf einen gewissen Herrn Wollheim hervorheben:

„Laß mich das Bändchen mal sehen, mit dem Du alltäglich umherhinkst —
Weil Du Dporto gestürmt — trägst Du den Orden, nicht wahr?“

Ein Distichon, für das Herr Saß mindestens den Orden pour le mérite verdient.

∴ Herr Professor Preuß in Berlin hat sich für den Styl des Königs Ludwig von Baiern begeistert und ihn mit dem Style eines Johannes von Müller verglichen. Die „Walhallagenossen“ wären nach Preuß ein Buch, welches von der Höhe des Thrones bis in jede Hütte eindringen müßte. Der gute Preuß! Das sagt nicht etwa unser „Charivari“, sondern der „Pilot“ (Nr. 162). Auch wir für unsern Theil halten jenes Buch für klassisch in seiner Art; auch wir halten — namentlich den Styl — für göttlich, himmlisch, unvergleichlich! Der „Pilot“ zürne deshalb nicht. Die Geschmäcker, sagt Herr Beckmann, sind verschieden.

∴ Der „Pilot“ erzählt seinen Lesern, es werde nächstens eine Naturgeschichte des Eichhorns mit feinen Holzschnitten erscheinen. — Derselbe Verfasser soll, wie wir so eben erfahren, eine Biographie des heiligen Ne-po-muck vollendet haben. Auf Beide sind wir hier sehr gespannt.

∴ Im Verlage des ehrenwerthen Buchhändlers Otto Wigand sind „Cölner Lieder“ erschienen, die der Dombauschwindel hervorgerufen hat. Eines der schönsten dieser Lieder ist der Cölner Gassenhauer von den schlafenden heiligen drei Königen, aus dem wir folgende Zeilen entnehmen:

„Ha, schreie nur, lieber Königsmann!
Es sind ihrer Drei, die ruh'n,
Ob Einer wohl besser schlafen kann,
Als Dreie schnarchen thun?“ (Komet.)

∴ Nummer 168 der „Constitutionellen Staatsbürger-Zeitung“ stellt eine interessante Berechnung hinsichtlich der „Ahnenprobe“ an und sagt: „Jeder Mensch hat

zwei Kellern.“ Ob das wohl so ganz richtig sein mag? Wir kennen manchen Adeligen, der mehr Kellern hat.

•• Die „Rosen“ schreiben: „In der Abendzeitung taucht plötzlich ein Verschollener (?) wieder auf, den wir an dem einschmeichelnden Erzählungstone wieder erkennen würden, wenn er auch seine Chiffre nicht hinzugefügt hätte. Die „Abendzeitung“ enthält nämlich „Reiseschnitzel“ von H. C. — Heinrich Claren! Er machte während des verflossenen Sommers eine Reise durch Sachsen und Böhmen.“ Ein Wiener, der jene Skizzen gelesen hatte, meinte: diese Reiseschnitzel seien gut; aber ein Kalbschnitzel wäre ihm doch viel lieber noch.

•• Da unser „Charivari“ alle Stimmen sammelt, die sich in den deutschen Journalen über den verstorbenen Geheimen Ober-Regierungsrath von Tzschoppe vernehmen lassen, so hält er es für Pflicht, auch das Urtheil von Lewald's „Europa“ über jenen Mann mitzutheilen. „Kaum ist Herr von Tzschoppe todt, so erinnert man sich wieder daran, daß er einmal gelebt hat, und wahrlich, es sind schlimme Grab- und Leichenreden, die man dem Manne hält. Es ist noch kein halbes Jahrzehend verflossen, da füllte er die Spalten vieler Blätter mit seinen Maafregeln, Verböten, Untersuchungen, Standeserhöhungen, Orden u. s. w. Dann trat er nach kurzem Wirken ab; man hörte, er sei wahnsinnig geworden und dann starb er. Die „Oberdeutsche Zeitung“ sagt über ihn: »Es wohnte in der Brust dieses Menschen nicht eine Spur von Milde: Alles in ihm war Barschheit, Herbe, Strenge, Härte; eine Bargasnatur. In seinem Wahnsinn sah er überall Blut, Mord, Dolche und Demagogen. So wie er, sterben milde Männer nicht.« Ein warnendes Beispiel für manchen Andern, der in die Fußtapfen jenes Mannes tritt!

•• Dasselbe Blatt machte den Vorschlag, man sollte in gewisse Versammlungssäle deutscher Volksvertreter etc. mit goldenen Buchstaben die Worte anbringen lassen: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“

London. Kürzlich rannten am Themse-Strande eine kurzsichtige Dame und ein kurzsichtiger Mann an einander, baten um Verzeihung, machten Bekanntschaft und heiratheten sich. Kurzsichtigkeit ist übrigens der Grund vieler Heirathen.

•• Ein Engländer hat berechnet, daß die Bücher der britischen Museums-Bibliothek, neben einander gestellt, acht englische Meilen einnehmen würden. Nach demselben Verhältnisse würde die Bücherzahl der Pariser Bibliothek einen Längenraum von zwanzig englischen Meilen füllen.

•• In den höhern Regionen herrscht jetzt viele Krankheit. Der französische, österreichische und russische Botschafter sind unwohl. Der Satirist meint, die Herren hätten sich auf dem letzten Hofball einen diplomatischen Schnupfen geholt.

•• Die „Morning-Post“ erzählt, Akhbar Khan habe die heldenmüthige Lady Sale aufgefordert, dem General Nott zu schreiben und ihm das Borrücken auf Kabul abzurathen. Statt „Advance not“ schrieb sie aber: „Advance, Nott!“

•• Charles Whitehead, ein nicht unbeliebter Romandichter, hat unlängst ein neues Werk „Richard Savage, a romance of real life“ erscheinen lassen. Als Empfehlung für dieses Werk glauben wir hinzufügen zu müssen, daß es keine Uebersetzung des Gutzkow'schen Dramas ist.

Madrid. Man vernimmt, daß Judas Maroto sich in einem Zustande befindet, der fast an Armuth grenzt. Er beabsichtigt, Madrid zu verlassen und sich nach Cadix zu begeben, wo er sich, wie es heißt, nach Amerika einschiffen will.

•• Die spanischen Correspondenten der Pariser Zeitungen berichten, Espartero habe in der letzten Zeit große Summen im Spiele verloren, das von jeher seine Hauptleidenschaft war; es vergeht kein Tag ohne Pharoispiel in seinem Hause. Ein sauberer Regent!

•• Unlängst starb hier im tiefsten Glend der Generallieutenant Don Francisco

Copoes Graf von Tarifa, eine der ersten Berühmtheiten des spanischen Krieges gegen Napoleon, ein Held im wahren Sinne des häufig gemißbrauchten Wortes, ein Held, der es verdiente, der erste Ritter zu sein, der mit dem Großkreuz des heiligen Ferdinandsordens geschmückt wurde. Das Skandal, daß einer der berühmtesten Männer des Landes in so großem Elend starb, daß sich nicht einmal die Mittel zu seiner Beerdigung vorfanden, hatte das Volk dergestalt empört, daß der Regent sich genöthigt sah, den beiden Söhnen zwei Monatssolde auszusahlen, damit sie ihren ehrwürdigen Vater mit einigem Anstande konnten begraben lassen. Das ist der Lohn für Tapferkeit! Nehmt Euch ein Exempel daran, ihr Helden des Vaterlands, ruft ein Madrider Journal, das deshalb mit Trauerrändern erschienen ist.

München. Nicht bloß der König, auch der Kronprinz von Baiern machen Gedichte. In dem vom Herrn v. Schenk begründeten und von C. Fernau (Dr. Daxenberger) fortgesetzten Taschenbuche befindet sich vom König Ludwig ein Gedicht: „Die Deutschen seit dem Jahre 1840“ und ein Gedicht vom Kronprinzen Maximilian mit der Ueberschrift „im Kloster zu Camoldoli.“ Das Taschenbuch heißt „Charitas“.

Oldenburg. Die „Humoristischen Blätter“, redigirt von Theodor v. Kobbe, enthalten in Nummer 37 eine Beurtheilung der Walhallagenossen, die dem meister- und musterhaften Style dieses großartigen Werkes durchaus keinen Geschmack abgewinnen kann. Wir fragen, wie das möglich ist???

Paris. Unter dem Titel „Palamède“ erscheint hier eine Revue mensuelle des Echecs (eine Monatsrevue für Schachspieler). Der Gründer dieses Journals war der verstorbene Herr v. Labourdonnaye.

∴ Die neue Oper des Herrn U. Adam: „Der König von Yvetot“, ist bei der ersten Aufführung mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Der Text beruht auf dem gleichnamigen Liede von Beranger. Der ehrliche Tosselyn wird, ehe er sich's versieht, im Traume nämlich, zum König von Yvetot und theilt als Solcher die Sorgen der Regierung mit seiner treuen Haushälterin Tennenton, die für ihn baumwollene Nachtmühen strickt. Des Regierens überdrüssig legt er endlich die Krone nieder und zieht sich aus dem stolzen Königspalaste in seine bescheidene Strohhütte zurück. Die Musik ist offenbar die beste Arbeit, die Herr Adam bisher geliefert hat.

∴ Im Laufe dieses Winters kommt die berühmte Gemäldesammlung des verstorbenen Bankiers Aguado zum Verkauf.

∴ Die Legitimisten wollen aus guter Quelle erfahren haben, daß der Herzog von Bordeaux — ihr Heinrich V. — der Bräutigam einer russischen Großfürstin sei, sich aber dann erst vermählen werde, wenn er den Thron seiner Väter bestiegen haben wird; der arme Herzog dürfte daher wohl noch lange ein Ehemann in partibus infidelium bleiben.

∴ Die französische katholische Geistlichkeit besteht aus 3115 Mitgliedern, nämlich aus 3 Kardinälen, 14 Erzbischöfen, 66 Bischöfen, 174 Generalvicarien und 2858 Cantonspfarrern.

∴ Nächstens soll hier auf Kosten der ottomanischen Gesandtschaft eine Moschee erbaut werden.

∴ Man hat ein Manuscript des Republikaners Buonarotti, betitelt: „Précis de la révolution française de 1789 jusqu'à l'an V“ aufgefunden, welches ein neues Licht über diese große Geschichtsepöche verbreiten soll. (Buonarotti war ein florentinischer Flüchtling, der zu Anfang der französischen Revolution in Corsika ein französisches Journal, „l'ami de la liberté italienne“ herausgab, später nach Paris ging und Mitglied des Jakobinerclubs war.)

∴ Der Herzog von Abrantes hat Th. Körner's „grünen Domino“ übersetzt und im Theatre Français zur Aufführung gebracht.

Stettin. Von einer der hiesigen Kanzeln wird jetzt ein Brutum fulmen gegen die Pressfreiheit, gegen die Hegel'sche Philosophie und nebenbei auch ein Blitzstrahl gegen die Eisenbahnen und gegen die Dampfschiffe herabgeschleudert. Nur zu, denn das schadet nichts: alles Gute bricht sich dennoch Bahn in der Welt und je mehr Hindernisse zu beseitigen sind, desto mehr verdoppelt sich die Kraft.

Strelitz. Adolph Glasbrenner — dessen Frau, beiläufig erwähnt, der Liebling des hiesigen Theaterpublikums und in der That eine vielbegabte Künstlerin ist — hat ein neues Genrebild, „die Ausschüßer“, vollendet, das in Kurzem die Presse verlassen und wegen seiner treffenden Pointen an gewissen Orten gewiß Sensation erregen wird.

Stuttgart. Seit Kurzem ist hier ein Schiedsgericht für Streitigkeiten der hiesigen Buchhändler unter sich und mit Schriftstellern ins Leben getreten. (Auch Leipzig bedürfte oft eines solchen Schiedsgerichts!)

Wien. Nummer 236 der „Wiener Theaterzeitung“ bringt unter der Rubrik „Buntes aus der Zeit“ eine Berechnung über die 52 Kartenblätter. Diese Berechnung ist abermals ein wörtlicher Auszug aus Dettinger's „Narren-Almanach“ (S. 377). Die Quelle aber hat Herr Bäuerle wiederum nicht angegeben. Ist das nicht brav, sehr brav?

∴ Im Theater an der Wien ließ sich unlängst ein nagelneues Stück: „Der Königsstuhl am Rhein, oder die Brautbewerber“ sehen. Dieses nagelneue Stück war aber nichts Anderes, als Babo's „*proquram uoa oia*“. Solche unverschämte Foppereien darf sich aber auch nur ein Mensch, wie der Director Carl, der die rechte Hand des obersten Censors ist, erlauben!

∴ Unsere Kaiserstadt soll, wie Berlin und Petersburg, ein stehendes französisches Theater erhalten, das noch im Laufe dieses Winters seine Vorstellungen beginnen soll. (Verhält sich das wirklich so, dann wollen wir ihr wenigstens bessere Schauspieler, als die Berliner Franzosen, wünschen.)

Geschwind, was giebt's Altes?

— Ein presbyterianer Prediger, der unter König Wilhelm III. in der Hofkirche zu Edinburg den öffentlichen Gottesdienst versah, schloß sein Gebet mit den Worten: „Herr, hab' Erbarmen mit allen Narren und Blödsinnigen und vorzüglich mit dem Stadtrath von Edinburg.“

— Der selige Carnot sagte von dem seligen Talleyrand: Wenn Talleyrand die Menschen so sehr verachtet, so ist der Grund davon, daß er keinen eifriger als sich selbst studirt hat.

— Haben Sie Jean Paul gelesen? fragte man Semanden, der eine sehr gelehrte Miene machte. O ja, antwortete er, gemächlich eine Prise nehmend, aber in der Ursprache: ich las ihn französisch.

An unsere Abonnenten.

Aufgemuntert durch den ungetheilten Beifall, der unserm Journale, gleich nach Erscheinen seiner Probenummer, in allen Theilen Deutschlands zu Theil geworden ist, hatten die Unterzeichneten, um das dem „Charivari“ geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen, bei Pariser Künstlern die Anfertigung ihrer Karikaturen bestellt. Gestern haben wir zu unserm Leidwesen aus Paris die Nachricht erhalten, dass am 12. d. M. die Holzschnitte nicht durch die Post, sondern durch die Fuhre nach Leipzig abgegangen sind. Leider müssen wir also auch diese Nummer ohne Karikaturen erscheinen lassen; doch wiederholen wir das Versprechen, dass wir, gleich nach dem Eintreffen der Holzschnitte, in jeder Nummer statt vier — sechs Karikaturen liefern werden.

Leipzig, den 21. Octbr. 1842.

P. Reclam jun. E. M. Oettinger.

Ephem. liter.
ca. 1700

